GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS

Stephan Marks

Die Kunst nicht abzustumpfen

Hoffnung in Zeiten der Katastrophen

Gütersloher Verlagshaus

Inhalt

Einleitung 6

TEIL I: Hoffnung schöpfen 12

1. Optimismus – Pessimismus – Hoffnung 14

2. Vier Propheten 19
Moses 19
Jeremia 21
Jesaja II 24
Martin Luther King jr. 28
3. Verwandlung 33
4. Leidenschaft 41
Die Schmerzen über die Welt 41
Was tun? 48
Zeit 51
Über den Umgang mit schmerzhaften Nachrichten 52
Nur wo Stille ist, da kann auch ein Weg sein 58
5. Vom Umgang mit den Emotionen über die Welt 60
6. Anregungen zum Schöpfen von Hoffnung 63
Hoffnungsarbeit mit Erwachsenen 63
Hoffnungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen 65

TEIL II: Hoffnung hegen 70

1. Was bringt das? 72
2. Angst vor Ausgrenzung 76
3. Zweifel an den eigenen Fähigkeiten 78
4. Zweifel am Erfolg 84

5. »Dagegen« 92
6. »muss« 100
7. »man« 106
Ich 107
Selbst 109
8. »doch« 115
9. »etwas« 121
Was 121
Berufung 124
Wie 126
Das integrale Bewusstsein 132
10. »tun« 140
Hilflose Helfer? 145
Über die Zeit 148

Teil III: Guter Hoffnung sein 154

1. Drei Denkblockaden 157
Die Kausalitäts-Brille 157
Die mathematische Brille 159
Die Brille linearen Denkens 162
2. Kairos 166
Vorbereiten 168
Merken 170
Bereit sein 171
3. Schwanger mit Zukunft 173
4. Ein Schmetterling wird geboren 176
Downshifting 178
Occupy 179
Metamorphose 180

Dank 183

Literatur 185

Einleitung

Ist der Anblick des nächtlichen Sternenhimmels, der Milchstraße mit ihren Myriaden von Sternen, nicht Ehrfurcht erweckend? Ist es nicht höchst eindrucksvoll, wie sich im Laufe der Jahrmillionen immer wieder neue Lebewesen entwickelten, ein überwältigender Reichtum an Formen, Farben, Klängen und Düften? Ist es nicht erstaunlich, wie sich am Ende jedes Winters, noch unter einer dicken Schneeschicht, neues Leben zu regen beginnt, das sich in den Frühjahrsmonaten in einer unglaublichen Fülle entfaltet? Ist es nicht ein Wunder, wie sich eine Raupe in einen Schmetterling verwandelt? Ist die Fähigkeit des Körpers, nach Verletzungen zu regenerieren, nicht enorm? Sind die Fähigkeiten des menschlichen Geistes, die Geheimnisse der Natur zu entschlüsseln, und seine Kreativität nicht beeindruckend? Ist die Schöpfung nicht wunderbar?

Zugleich ist das Leben, solange ich mich zurückerinnern kann, seit den 1950er-Jahren, trotz steigendem Lebensstandard stets überschattet von schrecklichen Ereignissen und drohenden Katastrophen: kalter Krieg, Atomkriegsgefahr, Wirtschaftskrisen, Rechtsextremismus, Energiekrisen, Nahostkonflikt, Terrorismus, Armut, Kriege, Hungersnöte, Dürre- und Flüchtlingskatastrophen, Artensterben, Ausbreitung der Wüsten, Atomreaktor-Unfälle, Atommüllskandale, Amokläufe, Gifte in der Nahrung, in der Muttermilch und im Trinkwasser, Schulden- und Finanzkrisen, Klimakatastrophe und vieles mehr. In all diesen Jahrzehnten wurde kaum eines dieser Probleme wirklich gelöst, insofern waren dies verlorene Jahrzehnte. Im Gegenteil scheint sich die Taktfolge der Krisen und Katastrophenszenarios immer noch mehr zu verdichten:

Als ich im März 2011 die erste Einleitung für dieses Buch verfasste, hatte sich wenige Tage zuvor die Reaktor-Katastrophe von Fukushima ereignet: Durch das Tōhoku-Erdbeben und den nachfolgenden Tsunami wurden vier Reaktorblöcke

massiv beschädigt. Ungeklärte Mengen an Radioaktivität (darunter das hochgiftige Plutonium mit einer Halbwertzeit von 24.000 Jahren) gelangten in die Luft, in die Erde, in das Grundwasser und in das Meer. Eine unbekannte Zahl von Arbeitern und Anwohnern wurden verstrahlt; noch Monate später ist das Problem nicht behoben und die Langzeitfolgen der Katastrophe sind nicht abschätzbar.

Erschüttert verfolgten in den ersten Wochen Millionen von Menschen weltweit die Ereignisse am Fernsehen, im Internet oder über die Tageszeitungen. Viele Medien berichteten nonstop und mit Live-Tickern von den stümperhaften Versuchen, eine Kernschmelze abzuwenden.

Manche Kommentatoren bewerteten die Katastrophe spontan als Zeitenwende; so rief etwa das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* am 14. März 2011 das »Ende des Atomzeitalters« aus. Die Bundesregierung verkündete zunächst ein Moratorium, wonach sieben der ältesten AKWs vorübergehend abgeschaltet und auf ihre Sicherheit kontrolliert werden sollten. Gut zwei Wochen später gingen die Grünen als große Gewinner aus den Landtagswahlen in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz hervor; sie übernahmen in beiden Ländern, in Koalition mit der SPD, die Regierungsverantwortung. Im Sommer 2011 beschloss die schwarz-gelbe Koalitionsregierung in Berlin den Ausstieg aus der Atomenergie – allerdings verzögert bis zum Jahr 2022 und bezogen nur auf die Bundesrepublik Deutschland.

Aber reicht das aus? In den umliegenden Ländern werden Atomkraftwerke weiter betrieben. Beispielsweise im französischen Fessenheim, nur etwa 20 Kilometer Luftlinie von meinem Wohnort Freiburg entfernt: Die zwei Reaktoren sind seit 1977/78 in Betrieb und technologisch veraltet; zahlreiche Störfälle sind dokumentiert. Das AKW liegt im Oberrheingraben, einer stark durch Erdbeben gefährdeten Zone. So wird die Stärke des verheerenden Erdbebens von Basel 1356 auf 6 bis 7 auf der Richterskala geschätzt, während Fessenheim lediglich auf 6,5 ausgelegt ist.

So scheint der Lerneffekt, der durch Fukushima ausgelöst wurde, letztlich doch recht gering zu sein. Schon wenige Monate später ist diese Katastrophe weitgehend aus dem Bewusstsein verschwunden; die Schlagzeilen werden heute von anderen Krisen und Gefahrenherden beherrscht. Fukushima ist heute bestenfalls noch eine von vielen Meldungen neben Fußballergebnissen, neben dem Wetterbericht, neben Klatschmeldungen über Dieter Bohlen und Lady Gaga … Alles ist gleich gültig, alles ist gleichgültig?

Kehren die Menschen nach den Tagen des Erschreckens über Fukushima wieder zum Alltag zurück – ähnlich wie nach der Bohrinsel-Explosion im Golf von Mexiko im Jahr 2010? Wie nach dem Terrorangriff auf New York am 11. September 2001? Wie nach der Tankerkatastrophe der Exxon Valdez im Jahr 1989? Wie nach den Reaktorunfällen von Tschernobyl im Jahr 1986? Und wie nach all den unzähligen Schreckensmeldungen der letzten Jahrzehnte? Hat denn die Menschheit aus all diesen Katastrophen noch immer nichts gelernt? Muss erst alles noch schlimmer kommen, um die Menschheit zum Umdenken zu bringen?

Tag für Tag verfolgen die Menschen die Prognosen über das Wirtschaftswachstum, als ob nur eine wachsende Wirtschaft – und damit wachsender Konsum – Glück und Sicherheit bedeute. »Shoppen ist geradezu staatsbürgerliche Pflicht« (Müller / Tuma 2010, 57); schon Kinder werden jährlich mit bis zu 40.000 – immer raffinierteren – TV-Werbesendungen bombardiert. Dabei ist spätestens seit 1972 bekannt, dass die Wirtschaft nicht unbegrenzt wachsen kann: seit der Club of Rome die Studie zur Zukunft der Weltwirtschaft »Die Grenzen des Wachstums« (Meadows u.a. 1972) veröffentlichte. Nichtsdestotrotz setzt unsere Gesellschaft – wie wenn sie unter Hypnose stände – auf eine weiter und immer weiter wachsende Wirtschaftsproduktion, die wiederum Unmengen an Energie verbraucht. Dies kommt mir so vor, wie wenn wir in einem Auto sitzen, das auf einen Abgrund zurast und statt das Steuer

herumzureißen, treten wir noch stärker auf das Gaspedal. Sind wir denn noch zu retten? Könnte es – trotz alledem – noch Hoffnung geben? Und, wenn ja: Woher könnte sie kommen? Diese Fragen möchte das vorliegende Buch beantworten.

Dabei gilt mein Hauptaugenmerk den globalen Krisen und der Hoffnung auf Frieden, Gerechtigkeit und Naturbewahrung – für alle. Es geht mir in diesem Buch nicht um die Rettung eines Wohlstandes, der auf Kosten unserer hungernden Mitmenschen in der so genannten »Dritten Welt« geht; auch nicht um die Verteidigung von Privilegien einzelner Interessengruppen, Nationen oder der »Festung Europa«. Es geht mir um eine gelingende Zukunft für alle, für die *Eine Welt*.

Allerdings wird die Rettung nicht vom Himmel fallen; auch mit einer guten Fee können wir nicht rechnen. Vielmehr müssen wir Menschen die Probleme, die wir verursacht haben, selber lösen. Dies setzt allerdings voraus, dass wir zuallererst an die Möglichkeit einer gelingenden Zukunft glauben: dass wir *Hoffnung* haben.

Hoffnung ist kein positives »Feeling«; sie ist keine flüchtige Stimmung, die mal kommt oder geht. Hoffnung ist aber auch keine dauerhafte Charaktereigenschaft oder ein statisches Objekt. Sie ist vielmehr das Ergebnis eines *Prozesses*, durch den sie geschöpft werden kann; dies wird im ersten Teil dieses Buches herausgearbeitet.

Entsprechend lässt sich die Hoffnung auch nicht festhalten und besitzen. »Hoffnung kann man nicht herbeizwingen, aber ihr eine Wohnung bereiten. (…) Hoffnung will immer neu gewagt werden!« (Romankiewicz 2010, 45+47). Wir müssen sorgsam mit ihr umgehen, sie »hegen« und pflegen. Dies lässt sich vergleichen mit einer aufrechten Körperhaltung, die durch Übungen erlernt und bewahrt werden kann. Ähnlich vergleicht der Sozialpsychologe Roy Baumeister den menschlichen Willen mit einem »Muskel, der trainiert werden kann, der erschlafft, wenn wir ihn nicht trainieren« (zit. in: Huber 2010, 31).

Insofern ist Hoffnung eine *Haltung*, zu der jeder Mensch sehr viel beitragen kann. Sie ist kein abstraktes Gedankengebäude, sondern hat wesentlich mit Handeln zu tun. Für den Theologen Fulbert Steffensky (2009, 34) wächst die Hoffnung, wo wir Hand anlegen: »Wenn ich irgendwo vor einem Waffenlager sitze und protestiere, dann verwelkt meine Hoffnungslosigkeit.« Allerdings ist die Einstellung, die wir gegenüber unserem Handeln einnehmen, von wesentlicher Bedeutung; dies ist Gegenstand des zweiten Teils.

Die Redewendung »guter Hoffnung sein« vergleicht Hoffnung mit Schwangerschaft. Entsprechend beschreibe ich im dritten Teil die Gegenwart als eine Zeit der Schwangerschaft, in der eine gelingende Zukunft dazu drängt, geboren und in die Welt gebracht zu werden. So betrachtet, benötigt unsere Gesellschaft dringend »Hebammen«, welche das Werden und die Geburt des Neuen begleiten und eine Fehlgeburt nach Möglichkeit verhindern. Denn es gilt, trügerische, falsche oder »böse« Hoffnung abzuwenden (eine Form von fehlgeleiteter, missbrauchter Hoffnung war z. B. der Nationalsozialismus). Insofern ist Hoffnung ein »Möglichkeitsraum«, in dem *Neues* geschehen kann.

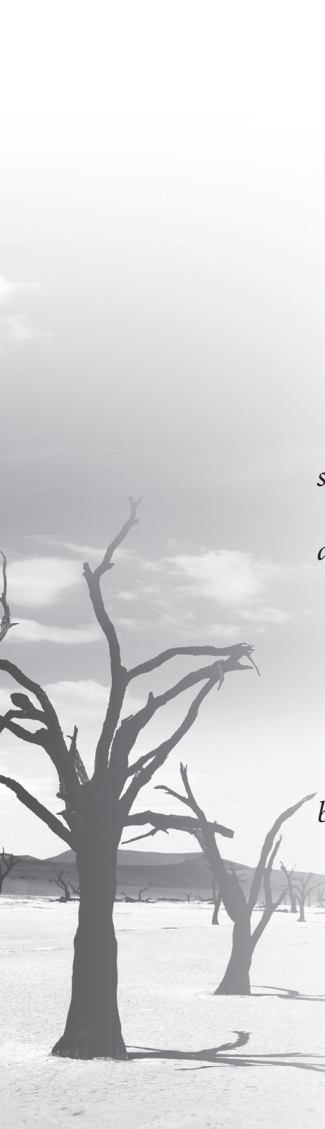
Das Wort »neu« wurde in den vergangenen Jahrzehnten wie kaum ein anderes inflationiert und banalisiert: »Das neue Persil«, »die neue Colgate«, »der neue Golf« … in aller Regel verbirgt sich hinter solchen Formulierungen Altes, das nur geringfügig modifiziert wurde. Im Unterschied dazu verwende ich hier das Wort »neu« im Sinne einer grundlegenden, qualitativen Veränderung, wie sie durch Begriffe wie Transformation oder Metamorphose (z. B. einer Raupe in einen Schmetterling) bezeichnet wird. Oder als Metanoia; dieser theologische Begriff meint eine Wandlung (wie z. B. die von Saulus zum Paulus). Es geht um Neues, das diesen Namen wirklich verdient und nicht einfach nur die Verlängerung des Alten ist.

Viel zu lange wurde die Hoffnung, so Martin Seligman (1990, 48), denjenigen Priestern, Politikern und Profitmachern

überlassen, die sie missbrauchen. Höchste Zeit, sie aus der abgehobenen »Sphäre« der abstrakten und missbrauchbaren Ideen sozusagen herunterzuholen und tauglich für den Alltag zu machen. Mit diesem Buch möchte ich zu dem beitragen, was Ernst Bloch (1985, 1), der große Philosoph der Hoffnung, als grundlegende Aufgabe unserer Zeit bezeichnete: »Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen. Seine Arbeit entsagt nicht, sie ist ins Gelingen verliebt statt ins Scheitern.«

Teil I

Hoffnung schöpfen



schöpfen (Verb), Wortbedeutung:

a) löffeln, schaufeln; mit einem Gefäß (Kelle, Eimer, hohle Hand) Gegenstände oder einen kleinen Teil der Flüssigkeit aus einer größeren Menge der Flüssigkeit herausnehmen, entnehmen (z. B. Wasser aus einem Brunnen, Bach, Kessel, einer Quelle oder Wanne). Redensart: »Aus dem Vollen schöpfen«.

b) schaffen, erzeugen, anfertigen, entwerfen, entwickeln, erstellen, gestalten, hervorbringen, kreieren, produzieren, realisieren, erschaffen (die Schöpfung, der Schöpfer). Geschöpft werden z. B. Ideen, Inspirationen, Fantasien, Einfälle, (neue) Hoffnung, Verdacht oder Argwohn, (neuer) Atem, frischer Mut, Trost, neue Kraft.

Vgl. erschöpfen (Verb): aufzehren, gründlich bereden, zerpflücken, ermüden, auslaugen, ermatten, kraftlos werden, abnutzen, abmagern, zermürben, sich abschinden, aufreiben, auslaugen, ausbeuten, quälen, überfordern, entkräften, leer machen, müde werden, abbauen, schwächen, sich beschäftigen, völlig aufbrauchen, verschleißen.

1. Optimismus – Pessimismus – Hoffnung

Ich weigere mich, ohne Hoffnung zu sein.
Nadine Gordimer

Der Frühstückstisch ist gedeckt mit Butter, Käse, Wurst, Marmelade und frischen Brötchen. Neben der Teekanne liegt die Tageszeitung. Auf dem Titelbild blicken mich die verzweifelten Augen eines ausgemergelten afrikanischen Kindes an. Wie kann ich es mir schmecken lassen, während dieses Kind an meinem Tisch sitzt? Was tun? Soll ich die Zeitung umdrehen und mir einreden, ich wüsste nicht, dass heute Menschen hungern? Soll ich mir einreden, ich wüsste nicht, dass mein Wohlstand hier, in der selbsternannten »Ersten Welt«, auf der Armut in der »Dritten« beruht? Aber wenn ich dies tue: Was für ein Mensch bin ich dann?

Tag für Tag werden wir durch Zeitungen, Zeitschriften, Fernsehen, Rundfunk, Internet und andere Medien mit einer Fülle alarmierender Nachrichten aus aller Welt geradezu bombardiert: mit Informationen über Hunger, Kriege, Umweltzerstörung und drohende Klimakatastrophe, Armut, Flüchtlingstragödien, Wirtschafts- und Finanzkrisen, Terrorismus, Kindsmissbrauch, Folter und vielem mehr – vermischt mit Meldungen über politische Skandale, Sportereignisse, Prominente, Wetter, Kultur, Lokalereignisse, Werbung usw.

Viele Menschen blenden die Fülle von Negativmeldungen mehr oder weniger aus. Diese Haltung ist in gewisser Weise verständlich: Wie sonst wären die Horror-Meldungen zu ertragen? Wie wäre der Alltag noch zu bewältigen, wenn man all dieses Leid an sich heranlassen würde? Bestünde nicht die Gefahr, vom Elend überwältigt und gelähmt zu werden?

Diese Gefahr besteht in der Tat. Gerade bei Menschen, die sich für das Geschehen in der Welt interessieren, habe ich dies häufig beobachtet. Sie sind zwar umfassend informiert über

die vergangenen, gegenwärtigen und drohenden Katastrophen in allen Teilen der Erde – und zugleich haben sie eine bleierne Schwere an sich. Es ist, als ob sie von den Negativmeldungen wie paralysiert und bitter geworden sind. Wie Dorothee Sölle (2009, 250) häufig beobachtete, haben gerade gutinformierte Intellektuelle, Lehrer und Universitätsprofessoren wenig Hoffnung: »Ihre Lebensattitude ist ein intelligenter Zynismus, der manchmal wie Asche noch die Glut eines früheren Feuers enthält, oft aber auch ausgebrannt und kalt ist.«

Idealtypisch möchte ich die Hoffnung von zwei Haltungen abgrenzen, die ich hier als Optimismus und Pessimismus bezeichne. Letztere wird oft als Gegenpol zur Hoffnung betrachtet. Optimismus andererseits wird häufig mit Hoffnung verwechselt (Bruininks / Malle 2005) – aber, so Vaclav Havel, »Hoffnung ist nicht dasselbe wie Optimismus. (… Sie ist nicht dasselbe wie die Freude darüber, dass sich die Dinge gut entwickeln.« (zit. in Schulz 2005, 144). Welches sind die Unterschiede?

Pessimisten wissen auf ein »Ja« immer ein »Aber«. Sie betrachten die Welt unter negativem Vorzeichen, sie erwarten ein böses Ende. Sie sagen etwa: »Es ist schon zu spät«, »man kann eh nichts machen«, »der Einzelne kann gegen die da oben gar nichts ausrichten« oder »es wird nicht gut enden«. Mit dieser Meinung haben Pessimisten (scheinbar) immer Recht, denn sie scheint Tag für Tag durch die Flut von Negativmeldungen bestätigt zu werden. Ist Pessimismus der Preis, der unvermeidbar für das Gut-informiert-Sein zu bezahlen ist?

Optimisten erwarten stets ein gutes Ende – freilich unter Ausblendung der bedrohlichen Informationen. Sie sagen etwa: »Es wird schon wieder gut werden« oder »alles nicht so schlimm, es wird schon wieder«. Optimismus ist positives Wunschdenken.

Beide Haltungen, Optimismus wie Pessimismus, haben zur Konsequenz, dass die Betreffenden sich nur wenig engagieren und ihre Fähigkeiten zur Lösung der gesellschaftlichen und

globalen Probleme kaum in die Gesellschaft einbringen. Die Optimisten, weil es diese Probleme für sie eigentlich nicht gibt, und die Pessimisten, weil diese ihrer Meinung nach nicht mehr zu lösen sind. Beide Haltungen könnten – wie eine Sich-selbst-erfüllende-Prophezeiung – dazu führen, dass die befürchtete bzw. verleugnete Katastrophe tatsächlich eintritt: weil wir es versäumen, dagegenzusteuern, solange noch Zeit ist.

Nicht selten tragen Pessimisten sogar aktiv dazu bei, die Hoffnung von Mitmenschen zu vernichten: »Ekelhafte Schänder der Hoffnung«, so Fulbert Steffensky (2010, 52), »die sich auf die Kunst der Ohnmacht spezialisiert haben, auf die Kunst der Entlarvung aller Hoffnung.« Etwa gutinformierte Intellektuelle, die Ansätze zur Hoffnung zu zerstören suchen, indem sie belegen, dass diese zum Scheitern verurteilt seien. So berichtet Steffensky (2010, 52) von einem Journalisten, der Kindern, die sich für die Einsparung von Abfall engagierten, nachwies, wie wenig mit ihrem Einsatz gewonnen sei: »Es war, als könnte er nicht dulden, dass Menschen Hoffnung haben und sie darstellen in ihrer Arbeit.« Dabei hatten diese Kinder etwas getan, »was sie sich selbst schuldig waren: Sie haben nicht tatenlos zugesehen.« Damit hatten sie die geläufige, lähmende Haltung, wonach man ja nichts tun könne, überwunden.

Mit diesem Buch möchte ich, jenseits von Optimismus und Pessimismus, einen »dritten Weg« aufzeigen: Hoffnung. Den Unterschied zwischen diesen drei Haltungen möchte ich anhand des bekannten Wortspiels veranschaulichen, wonach Optimisten ein halbvolles Wasserglas sehen, Pessimisten ein halbleeres. Demgegenüber bedeutet Hoffnung die Bereitschaft, nach seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten dazu beizutragen, dass das Glas voller wird – ganz unabhängig davon, wie voll oder leer es jeweils sein mag. Weil diese Frage im Grunde irrelevant ist.

Auch Hoffnung kann zu einer Sich-selbst-erfüllenden-Prophezeiung werden, denn indem Menschen an die *Möglichkeit*

einer gelingenden Zukunft glauben, investieren sie in eine solche und erhöhen damit die Chancen, dass das Erhoffte auch eintritt (Alexander 2008). Ich betone das Wort »Möglichkeit«, denn Hoffnung ist nicht die Gewissheit über eine gelingende Zukunft. Sie ist weder Zukunftsprognose noch »Kontrolle« über schwierige Lebensumstände (Alexander 2008). Sie ist nicht mit zielorientiertem Denken zu verwechseln (Snyder 2002). Hoffnung geht über Zuversicht oder Optimismus hinaus und ist wichtiger als diese (Lazarus 1999).

Wer hofft
ist jung

Wer könnte atmen
ohne Hoffnung
dass auch in Zukunft
Rosen sich öffnen

Ein Liebeswort
die Angst überlebt

Rose Ausländer[1]

Die Fähigkeit, hoffen zu können, ist zutiefst menschlich – Tiere vermögen dies nicht (Pieper 2009, 27). Für Immanuel Kant zählt sie zum Kanon der vier Fragen, die für das menschliche Selbstverständnis grundlegend sind: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch?

Hoffnung ist mehr als nur Theorie; sie ist auch mit positiven Gefühlen verbunden (Kast 2008). Vermutlich geht das Wort zurück auf »hüfen«, also etwa: »vor freudiger Erwartung springen«. Hoffnung ist jedoch mehr als nur eine flüchtige Stimmung, die – mehr oder weniger zufällig – kommen oder

1. Ausländer (1994, 37).

gehen mag. Sie kann relativ beständig sein, kann aber auch enttäuscht werden und wieder verschwinden (Brodda 2006, 25). Sie ist daher keine feste Charaktereigenschaft, die der eine Mensch von Natur aus besitzt (»sie hatte schon immer so ein sonniges Gemüt«) und der andere nicht (»er ist halt von Natur aus schwermütig«).

Hoffnung lässt sich nur bedingt vornehmen. Auch wenn Lernprogramme im »positiven Denken« durchaus hilfreich sein können: Hoffnung ist so einfach nicht zu haben. Sie lässt sich auch nicht von anderen einfordern; etwa wenn Stéphane Hessel (2011, 20) dazu aufruft: »Wir müssen hoffen, immerzu hoffen.« Oder wenn der Management-Professor Kets de Vries (2009) Politiker und Manager dazu auffordert, Hoffnung zu verbreiten: »Man muss dieses pessimistische Denken stoppen«.

Hoffnung ist vielmehr eine Haltung, für deren Gewinnung wir sehr viel tun können; Klaus Brodda (2006, 25) spricht vom »hoffnungsbildenden Prozess«. Freilich lässt sich Hoffnung nicht »machen« im Sinne des herrschenden Machbarkeitswahns. Dies mag mit dazu beitragen, dass der Begriff, so Haimerl (2006, 56), »in unserer gesellschaftlichen Landschaft fast wie ein verlorener Außerirdischer« anmutet, denn er beinhaltet auch etwas, was vielleicht als Geschehenlassen, Gnade oder Geschenk umrissen werden könnte (insofern »fällt« Hoffnung in gewisser Weise doch »vom Himmel«).

Hoffnung kann aus einem Prozess entstehen, durch den wir sie schöpfen können; dies wird in den folgenden Abschnitten ausgeführt: Zunächst, in einem Exkurs, aus theologischer Sicht, dargestellt am Beispiel von vier Propheten aus dem Alten Testament und der Gegenwart, in den folgenden Kapiteln aus psychologischer und pädagogischer Perspektive.

2. Vier Propheten

In einem ersten Durchgang durch das Thema werde ich den Prozess der Hoffnung am Beispiel der alttestamentarischen Propheten Moses, Jeremia und Jesaja II sowie Martin Luther King jr. darstellen. Dabei beziehe ich mich auf den US-amerikanischen Theologen Walter Brueggemann (1978, 1986), dessen Ausführungen ich hier in freier Übersetzung zusammenfasse:

Propheten werden häufig oberflächlich als Wahrsager oder politische Aktivisten missverstanden. Wie Brueggemann zeigt, sind sie jedoch in viel grundlegenderer Weise mit gesellschaftlichem Wandel befasst: Ihre Aufgabe besteht darin, ein Wahrnehmungsvermögen und Bewusstsein zu fördern, das alternativ ist zur herrschenden Wahrnehmung und zum Bewusstsein ihrer Zeit. Dabei sprechen die drei Propheten nicht nur ein jeweils aktuelles, manifestes Krisensymptom an, sondern – viel grundlegender – die latente Dauerkrise ihrer Gesellschaft. Brueggemann führt dies aus an drei Abschnitten in der Geschichte Israels, an denen er idealtypisch das Wirken der Propheten Moses, Jeremia und Jesaja II beschreibt: in der Sklaverei in Ägypten; in der salomonisch geprägten Überfluss-Gesellschaft und im babylonischen Exil.

Moses

Moses initiiert eine radikale Veränderung der Lebenssituation der Israeliten: ihren Auszug aus der Sklaverei in Ägypten. Er erreicht dies, indem er die Haltung seiner Mitmenschen, die ihre Versklavung erst ermöglichte, grundlegend verändert. Denn solange der Pharao die optimistische Illusion aufrecht zu erhalten vermochte, dass im Grunde alles in Ordnung sei, solange konnte keine ernsthafte Kritik stattfinden. Diese beginnt,

so Brueggemann (1978, 20), mit der Fähigkeit zu trauern: Dies ist die radikalste Kritik. Denn darin kündigt sich die Tatsache an, dass die Dinge, so wie sie sind, *nicht* gut sind. Dies wird im Alten Testament so beschrieben:

> Und die Kinder Israel seufzten über ihre Arbeit und schrien, und ihr Schreien über ihre Arbeit kam vor Gott.
> Und der Herr sprach: Ich habe gesehen das Elend meines Volkes in Ägypten und habe ihr Geschrei gehört über die, so sie drängen; ich habe ihr Leid erkannt. Und Gott erhörte ihr Wehklagen und gedachte an seinen Bund mit Abraham, Isaak und Jakob.
> *Moses 2, 23-24*

Daher beginnt die Geschichte Israels mit dem Tag, an dem sie sich ihres Leids und ihrer Schmerzen über ihre Lebenssituation bewusst werden und diese öffentlich zum Ausdruck bringen. Mit dem Tag, an dem sie nicht länger zu den ägyptischen Göttern beten: zu Göttern, die ihnen weder zuhören, noch antworten. Dies ist der wesentliche erste Schritt zu einem neuen Bewusstsein und in der Folge zu einer neuen gesellschaftlichen Realität der Israeliten: ihrem Auszug aus der Sklaverei.

Für Brueggemann besteht prophetische Kritik darin, die Menschen hin zu ihrer eigenen ruhelosen Trauer zu bewegen: sie »wegzuhegen« von den etablierten Beschwerde-Instanzen, die ihnen gegenüber gleichgültig sind. Wesentlich ist, dass die Israeliten sich nichts mehr vom abgestumpften Herrschaftssystem des Pharao und dessen Göttern erhoffen.

Dieses System möchte glauben machen, dass alles schon gegeben sei, dass sich nichts ändern wird. Seine Sprache ist die Sprache der Manager; dabei geht es nur um Produktion, Termine und Märkte, und darin ist kein Platz für wirkliche Veränderung. Demgegenüber bringen Propheten eine neue gesellschaftliche Realität zum Ausdruck.

Jahrhunderte später, in der salomonisch geprägten Gesellschaft. Hier herrscht ein unglaublicher Wohlstand und Überfluss, der jedoch ungerecht verteilt ist. Mitmenschlichkeit ist ersetzt durch eine Konsumhaltung, in der die Mitmenschen nur als ausbeutbare Objekte betrachtet werden. Gerechtigkeit ist eingetauscht gegen Saturiertheit; aber, so Brueggemann, das Glück von Saturiertheit ist nicht dasselbe wie das Glück der Freiheit. Wenn wir Menschen uns jedoch gegenüber dem Unrecht, das unserem Nächsten widerfährt, immun machen, dann töten wir auch unsere Leidenschaft ab. Und wo die Leidenschaft fehlt, da ist auch keine Kraft zur Veränderung.

Das Lebensgefühl dieser Gesellschaft ist Überdruss an der Welt, Langeweile, Eitelkeit und Entfremdung. Die Vision von Freiheit, Mitmenschlichkeit und Gemeinschaft ist ersetzt durch Sicherheit, Ausbeutung und Wohlstand – für die Herrschenden; deren Kosten sind von den gesellschaftlich Unteren zu tragen.

Die Ökonomie dieses Reiches ist ganz darauf ausgerichtet, die Menschen saturiert zu halten. Eine andere Zukunft ist nicht vorstellbar; alternative Zukunftsentwürfe gelten als schlechter Witz oder Verrücktheit, als Fall für den Psychiater. Politik besteht aus Aktentaschen, Limousinen, Pressekonferenzen, Sollvorgaben und neuen Waffensystemen – und in dieser Welt ist kein Platz für Wehklagen und Tanzen. Die Menschen sollen ihre Schmerzen nicht spüren, sondern durch Konsum wegdrücken. Man ist optimistisch.

»Saturiertheit für alle«: Mit diesem politischen Programm wurde das Verständnis dessen, was es heißt, Mensch zu sein, umdefiniert. Im Mittelpunkt steht nur noch die Befriedigung der eigenen, narzisstischen Begehrungen. Dieses Programm wird unterstützt durch eine Management-Mentalität, wonach es keine Lebendigkeit zu feiern, sondern nur Probleme zu »managen« gilt. Mitgefühl mit dem Nächsten ist abgeschafft

– als ob der Einzelne auf Dauer ohne »Du« leben könnte, als beziehungsloser »Self-made-man«.

Die Menschen sind abgestumpft: »Du sollst nicht merken.« Demgegenüber ist es die Aufgabe der Propheten, den Menschen zu helfen, ihrer eigenen Wahrnehmung und Erfahrung zu trauen und wieder zu »merken«: dass wir uns nämlich zu Tode leiden; dass wir, wenn wir so weitermachen wie bisher, zugrunde gehen werden; dass die Dinge nicht für immer managebar bleiben werden.

Diese Einsicht ist schmerzhaft, denn, so Brueggemann (1978, 47), »wir sind nicht in der Lage, unserem eigenen Tod in die Augen zu schauen.« Weil es zu aufwendig und zu schmerzhaft ist, das drohende böse Ende anzunehmen, muss dieses verleugnet werden. Denn alles andere würde ja das Eingeständnis bedeuten, dass man nicht alles unter Kontrolle hat; dass es nicht gut ausgehen wird; dass keineswegs alles in Ordnung ist.

Robert Lifton beobachtete bei Überlebenden von Hiroshima und Nagasaki einen psychischen Schutz-Mechanismus: Man möchte über etwas Schreckliches nicht informiert sein. Denn wenn man etwas nicht weiß, dann wird es vielleicht nicht passieren und man kann sich noch eine Weile länger etwas vormachen. Nach Brueggemann verfügt unsere Gesellschaft über keine Symbole, die tief oder stark genug sind, um dem Terror der Realität zu entsprechen. Stattdessen ergehen wir uns in Optimismus, um die Trauer, die Ohnmacht, die Verzweiflung und die Scham über die Zukunft, die wir gewählt haben, zu verleugnen.

In dieser Situation ist es die Aufgabe des Propheten, durch die herrschende Taubheit und Selbst-Täuschung »hindurchzuschneiden«: Er bietet Symbole an, die dem Horror der Wirklichkeit angemessen sind und die Verleugnung beenden. Er bringt genau die Ängste und das Grauen zum Ausdruck, die so lange verleugnet werden mussten, dass wir oft gar nicht mehr wissen, dass sie da sind.

Der Prophet schafft dies nicht durch analytische Sprache, sondern mit Metaphern, sodass die Menschen an ihren Erfahrungen angesprochen werden. Auf diese Weise bringt er seinen Mitmenschen die Ängste und Schmerzen nahe, die sie verzweifelt mitteilen möchten, aber bisher nicht konnten. Er spricht die wahre Tödlichkeit an, die über uns dräut und an uns zehrt. Er bringt öffentlich das Grauen darüber zum Ausdruck, dass es zu Ende geht: mit unserer Ich-Bezogenheit; mit den Barrieren und Hackordnungen, durch die wir uns auf Kosten unserer Mitmenschen absichern; mit unserem Überfluss, der auf Kosten unserer hungernden Brüder und Schwestern geht.

Der Prophet »schneidet« durch die Taubheit und Verleugnung des herrschenden Bewusstseins mit einer Sprache, die seine Gemeinschaft in Trauerarbeit zusammenführt: mit einem Vokabular des Schmerzes. Im Grunde ist dies die Trauer Israels angesichts seines eigenen drohenden Begräbnisses. Für Brueggeman (1978, 51) stellen Trauer und Verzweiflung die ultimative Kritik dar, weil sie das Ende des herrschenden Arrangements der optimistischen Verleugnung und Abstumpfung ankündigt. Beispielhaft hierfür steht Jeremia.

Dieser Prophet wird oft als Weltuntergangsprophet oder heulendes Weichei missverstanden. Dabei artikuliert er genau das, was die Gemeinschaft verleugnen muss, um mit ihrer Selbsttäuschung fortzufahren. Er betrauert das kommende Ende seines Volkes und die Tatsache, dass dies keiner hören will. Jeremia tut dies nicht aus Selbstmitleid, sondern weil er gesehen hat, was jeder sehen könnte, wenn er nur schauen würde:

> O mein Leib, mein Leib! Ich winde mich vor Schmerz. O meines Herzens Wände! Mein Herz tobt in mir; ich kann nicht schweigen. Denn ich höre Trompetenschall und Kriegslärm;
> »Schlag auf Schlag« schreit man, das ganze Land wird verwüstet. Plötzlich sind meine Zelte vernichtet, im Nu sind meine Zeltdecken dahin.

GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Stephan Marks

Die Kunst, nicht abzustumpfen
Hoffnung in Zeiten der Katastrophen

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 206 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-579-06696-7

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: Mai 2012

Hoffnung schöpfen: das Glas halbvoll sehen und füllen

»Wer könnte atmen ohne Hoffnung.«
Rose Ausländer

Die Medien überschütten uns tagtäglich mit Informationen über Krisen und Katastrophen. Viele Menschen fühlen sich dadurch wie gelähmt und neigen zum Pessimismus. Andere blenden Negatives aus und flüchten in einen Zweck-Optimismus. Beides hat zur Folge, dass die Bemühungen um eine Lösung der gesellschaftlichen und globalen Probleme ausbleiben.

Wie also schaffen wir es, mit bedrückenden Nachrichten »konstruktiv« umzugehen? Und zwar so, dass wir sie weder verharmlosen noch in Pessimismus steckenbleiben?

Stephan Marks gibt in seinem Buch hoffnungsvolle Hinweise: Wenn wir lernen, Hoffnung als Haltung zu lernen und zu bewahren, gewinnen wir mehr Lebensqualität – für uns und für nachfolgende Generationen.

Der Titel im Katalog